

JANET EVANOVICH

Tiefer gelegt

Buch

Die Automechanikerin Alexandra »Barney« Barnaby ist einiges an Kummer gewöhnt – mit Autos und mit Männern! Doch außer Autorennen mit schrottreifen Serienwagen hat sie noch eine weitere Leidenschaft: ihre verrückte Familie. Jetzt ist ihr kleiner Bruder Bill irgendwo in Florida verschwunden, und mit ihm das Boot des bekannten Rennfahrers Sam Hooker. Und der ist anscheinend wirklich sauer darüber, dass Bill sein Boot kurzfristig »ausgeliehen« hat.

Dennoch bleibt ihm beim Anblick dieser »Diebesschwester« der Mund offen stehen: Kein Zweifel, Alex Barnaby ist eine Erscheinung, die einem gesunden Mann Ausdrücke wie »tolles Fahrgestell« oder »ausgezeichnete Kurvenlage« geradezu in den Mund legt. Auch wenn sie eine grässliche Neigung zu allen Kleidungsstücken in der Farbe Pink zu haben scheint – und über ein ununterdrückbares Mundwerk verfügt, mit dem sie ihm die Hölle heiß macht. Dabei will Sam doch erst einmal nur das eine: sein Boot zurückhaben.

Aber auch wenn Alex und Sam sich auf Anhieb herzlich unsympathisch sind – eine Leiche und zwei mordlüsterne kubanische Killer bringen die beiden schnell dazu, sich gemeinsam auf die Suche zu machen. Und schließlich ist ja völlig klar: Spätere horizontale Aktivitäten können immer noch verhandelt werden. Doch das ist nicht so einfach, denn inmitten der verrückten Einwohner von Key West, einer Horde kubanischer Waffenhändler, zwei dubiosen FBI-Agenten und einem verschwunden Goldschatz bleibt kaum Zeit für einen ersten Kuss. Oder besser: fast keine Zeit ...

Autorin

Janet Evanovich, der Star unter den amerikanischen Krimiautorinnen, stammt aus South River, New Jersey, und lebt heute in New Hampshire. Vielfach ausgezeichnet und international erfolgreich mit ihrer Krimiserie um die Kopfgeldjägerin Stephanie Plum, erhielt die Autorin von der Crime Writers Association den »Last Laugh Award« und den »Silver Dagger«. »Tiefer gelegt« ist der Beginn einer neuen Romanreihe um die Ex-Rennfahrerin und Automechanikerin Alexandra »Barney« Barnaby.

Von Janet Evanovich bereits erschienen:

Ich bremse auch für Männer (36502)

Janet Evanovich

Tiefer gelegt

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Christoph Göhler

blanvalet

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel
»Metro Girl« bei Harper Collins *Publishers Inc.*, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

2. Auflage

Taschenbuchausgabe August 2008 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München.
Copyright © by Evanovich, Inc. 2004
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2005 by
Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: HildenDesign, München
Umschlagmotiv: Susanne Kracht Illustrationen
ES · Herstellung: Heidrun Nawrot
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-36994-2

www.blanvalet.de

Nur weil ich weiß, wie ich einem Typen das Öl ablassen kann, will ich noch lange nicht den Rest meines Lebens auf dem Rücken liegen und seinen Unterbau anstarren. Das ist für mich abgehakt. Okay, mein Vater besitzt eine Werkstatt. Und okay, ich bin ein Naturtalent im Frisieren, wenn es um einen Vergaser geht. Aber im Leben jeder jungen Frau kommt der Augenblick, an dem sie ihren Overall gegen ein Paar High Heels von Manolo Blahnik eintauschen muss. Nicht, dass ich mir viele Manolos leisten könnte, aber es ist ein Ziel, stimmt's?

Ich heiße Alexandra Barnaby, und ich arbeitete erst während meiner gesamten High-School-Zeit und später in allen College-Sommerferien in der Werkstatt meines Vaters im gutbürgerlichen Canton-District von Baltimore. Es ist keine große, schicke Werkstatt, aber sie trägt sich, und mein Dad hat den Ruf, ehrlich und zuverlässig zu sein.

Als ich zwölf war, brachte mein Dad mir bei, wie man mit einem Autogenbrenner umgeht. Als ich damit schweißen konnte, überließ er mir ein paar Ersatzteile und unseren ausgemusterten Rasenmäher, daraus baute ich mir einen Gokart zusammen. Mit sechzehn begann ich, einen zehn Jahre alten verschrotteten Chevy umzubauen. Ich tunte ihn zu einer Rennmaschine. Damit fuhr ich zwei Jahre lang bei verschiedenen Rennen rund um Baltimore mit.

»Da ist sie wieder, Leute«, höre ich heute noch den Sprecher rufen. »Barney Barnaby. Die Nummer sechzehn, der Schre-

cken von Baltimore County. Sie nähert sich der Nummer acht. Jetzt zieht sie nach innen. Moment, ich sehe Flammen aus der Nummer sechzehn schlagen. Jetzt verschwindet alles im Qualm. Sieht aus, als hätte sie den nächsten Motor verheizt. Gut, dass sie bei ihrem Dad in der Werkstatt arbeitet.«

Ich konnte also Autos bauen und Autos fahren. Aber wie man sie fuhr, ohne dass man sie dabei verheizte, blieb mir ein Rätsel.

»Barney«, sagte mein Dad oft, »ich könnte schwören, dass du diese Motoren nur ruinierst, damit du sie hinterher wieder zusammensetzen kannst.«

Möglicherweise *unterbewusst*. Mit dem Gehirn ist das so eine Sache. Dafür wusste ich genau, dass mein *Bewusstsein* es hasste, wenn ich verlor. Und ich verlor wesentlich öfter, als dass ich gewann. Also fuhr ich zwei Jahre lang Rennen und packte dann wieder ein.

Mein kleiner Bruder Wild Bill fuhr ebenfalls. Ihm war es egal, ob er gewann oder verlor. Er fuhr Rennen, weil er gern im Kreis raste und sich mit den anderen Jungs im Weitpinkeln messen wollte. Bill wurde in seinem letzten Schuljahr gleichzeitig zum Beliebtesten seines Jahrgangs und zum Abgänger mit den schlechtesten Zukunftsaussichten gewählt.

Die Erwartungen, die seine Mitschüler in Bills Karriere setzten, spiegelten seine Lebensphilosophie wider. *Wenn arbeiten Spaß machte, würde es Vergnügen heißen*. Ich war immer ein ernstes Kind gewesen, während Bill immer gewusst hatte, wo die Post abging. Vor zwei Jahren hatte Bill *Good-bye Baltimore* und *Hello Miami* gesagt. Es zog ihn in die träge Sonnenhitze, ans offene Meer, zu den Bikini-Girls.

Vor zwei Tagen verschwand Bill vom Antlitz der Erde. Und zwar, während ich mit ihm redete. Sein Anruf hatte mich mitten in der Nacht aus dem Schlaf gerissen.

»Barney«, brüllte Bill aus dem Hörer. »Ich muss eine Weile aus Miami verschwinden. Sag Mom, dass es mir gut geht.«

Ich fixierte mit zusammengekniffenen Augen den Wecker. Zwei Uhr morgens. Nicht allzu spät für Bill, der gern etwas länger in den Bars von South Beach abhing. Tiefste Nacht für mich, die ich von neun bis fünf arbeitete und abends um zehn Uhr ins Bett fiel.

»Was ist das für ein Krach?«, fragte ich. »Ich kann dich kaum verstehen.«

»Bootsmotor. Pass auf, macht euch keine Sorgen, wenn ihr nichts von mir hört. Falls ein paar Typen auftauchen und nach mir suchen, dann stell dich dumm. Es sei denn, es ist Sam Hooker. Sam Hooker kannst du ausrichten, dass er meinen Auspuff küssen kann.«

»Typen? Was für Typen? Und was soll das heißen, dass ich mich dumm stellen soll?«

»Ich muss Schluss machen. Ich muss ... o Scheiße!«

Ich hörte im Hintergrund eine Frau schreien, und dann war die Leitung tot.

In Baltimore herrscht im Januar arktische Kälte. Der Wind peitscht vom Hafen her in die Stadt und schneidet durch die Straßen bis in die Vororte. Jedes Jahr brechen ein paar Schneestürme und mehrere Eisschauer über uns herein, aber vor allem liegt eine graue, trübselige, knochenkrachende Kälte über der Stadt. Inmitten dieser eisigen Trübsal köcheln auf zahllosen Öfen Töpfe voller Chili, fließt das Bier in Strömen, werden Würste in harte Semmeln gestopft und Donuts zu einer Überlebensfrage.

In Miami ist es im Januar *heiß*, wie ich inzwischen weiß. Ich hatte den Mittagsflug ex Baltimore/Washington International genommen und war am späten Nachmittag in Miami gelan-

det. Als ich losgezogen war, war ich in eine gesteppte Daunenjacke, einen Burberryschal aus Kaschmirwolle, vliesgepolsterte Stiefel und dicke Lammfellhandschuhe gehüllt. Ideal für Baltimore. Weniger genial für Miami. Direkt nach der Ankunft hatte ich den Schal und die Handschuhe in die mittlere Reisetasche gestopft, die über meiner Schulter hing, die Jacke um die Taschenriemen gewickelt und mich auf die Suche nach dem Taxistand gemacht. Der Schweiß durchtränkte meinen Push-up von *Victoria's Secret*, die Haare klebten mir an der Stirn, und ich schnappte japsend Luft, die nach heißer Suppe schmeckte.

Ich bin inzwischen dreißig. Durchschnittlich groß und durchschnittlich gebaut. Ich habe keinen Supermodel-Body, aber ich sehe okay aus. Mein Haar ist von Natur aus mausbraun, aber seit ich nicht mehr als weiblicher Schmiermaxe arbeite, habe ich angefangen, es zu bleichen. Zur Zeit ist es platinblond und in einem halblangen Fransenschnitt frisiert, den ich bei passender Gelegenheit mit Gel aufpeppen kann. Ich habe blaue Augen, einen Mund, der ein bisschen zu groß für mein Gesicht ist, und eine perfekte Nase, die ich von Grandma Jean geerbt habe.

Als ich neun war, fuhren meine Eltern mit mir und Bill ein paar Tage nach Disney World. Das ist alles, was ich an authentischen Florida-Erfahrungen aufbieten kann. Mein restliches Wissen über Florida beschränkt sich im Wesentlichen auf die Horrorstories über Ungeziefer von Moms Freundin Elsie Duchen. Elsie überwintert jedes Jahr bei ihrer Tochter in Ocala. Elsie schwört, dass in Florida die Kakerlaken groß wie Kühe sind. Und sie behauptet, sie können fliegen. Ich will eines mal klarstellen: Wenn ich auch nur eine kuhgroße Küchenschabe vorbeifliegen sehe, sitze ich im nächsten Flugzeug nach Hause.

Ich nannte dem Taxifahrer Bills Adresse, plumpste in den

Sitz und ließ Miami an meinem Fenster vorbeiziehen. Zum Auftakt gab es eine lange Betonstraße, die sich in einem verwirrenden Verhau von Kreuzungen und Auffahrten verlor. Die Auffahrten ringelten sich zu breiten Highways empor. Die breiten Highways senkten sich wieder und verloren sich in der Ferne. Nach ein paar Minuten erschien am Horizont, genau vor mir, die Skyline von Miami, und ich hatte das Gefühl, mich auf der Straße ins Zauberland Oz zu befinden. Die Straßenränder waren von Palmen gesäumt. Der Himmel war azurblau. Alle Autos waren sauber. Exotik pur für ein Mädchen aus Baltimore.

Wir rollten über die Causeway Bridge, womit wir Miami hinter uns ließen und nach Miami Beach kamen. In meinem Magen spürte ich ein tiefes Loch, und die Knöchel, mit denen ich meine Tasche umkrampfte, waren weiß. Ich machte mir Sorgen um Bill, und meine Angst wuchs, je näher wir seinem Apartment kamen. Hey, sagte ich mir. Entspann dich. Reiß die Finger von der Reisetasche los. Bill ist nichts passiert. Dem passiert nie etwas. Wie eine Katze landet er immer auf den Füßen. Stimmt schon, er ging nicht ans Telefon. Und er war nicht in der Arbeit erschienen. Kein Grund zur Panik. Hier ging es um Wild Bill. Der setzte nicht immer dieselben Prioritäten wie andere Menschen.

Immerhin hatte Bill sogar seine Abschlussfeier an der High School verpasst, weil er auf dem Weg zur Verleihungszeremonie eine verletzte Katze am Straßenrand aufgelesen hatte. Er hatte die Katze zum Tierarzt gebracht und war erst wieder gegangen, als das Tier operiert und aus der Narkose aufgewacht war. Natürlich hätte er es trotzdem noch rechtzeitig zur Verleihung schaffen können, wenn er nicht das plötzliche Bedürfnis gespürt hätte, in Behandlungsraum Nummer drei die Assistentin des Tierarztes zu verführen.

Was mir wegen Bills nächtlichem Anruf wirklich zu schaffen machte, war die schreiende Frau. Das hatte es bei Bills Anrufen noch nicht gegeben. Meine Mutter wäre ausgeflippt, wenn sie von dem Telefonat gewusst hätte, darum hatte ich ihr lieber nichts erzählt und war einfach ins Flugzeug gestiegen.

Mein Plan war, irgendwie in Bills Apartment zu gelangen und mich davon zu überzeugen, dass er nicht tot auf dem Boden lag. Falls er nicht tot auf dem Boden lag und auch nicht faul vor dem Fernseher lümmelte, würde ich es als Nächstes im Yachthafen probieren. Er war auf einem Boot gewesen, als er mich angerufen hatte. Falls ich damit auch keinen Erfolg hatte, war ich aufgeschmissen.

Die Causeway Bridge ging in die Fifth Avenue in South Beach über. Die Fifth bestand aus drei Spuren in jeder Richtung und einem grünen Mittelstreifen. Auf beiden Seiten reihte sich ein Geschäft ans andere. An der Meridian Avenue bog der Fahrer rechts ab, fuhr noch einen Block weiter und hielt dann an.

Ich befand mich in einem Viertel von kleinen Einfamilienbungalows und zweistöckigen verputzten Apartmentkästen. Die Grundstücke waren klein. Die Vegetation ein Dschungel. Auf beiden Seiten der Wohnstraße parkten die Autos Stoßstange an Stoßstange. Bills Apartmenthaus war gelb gestrichen, hatte türkise und rosa Einfassungen und sah auf den ersten und auch zweiten Blick aus wie ein billiges Motel. Vor allen Fenstern waren schmiedeeiserne Gitter angebracht. Mir fiel auf, dass die meisten Gebäude in der Straße vergitterte Fenster hatten. In Baltimore fand man Fenstergitter nur in Verbindung mit Graffiti, zugemüllten Straßen, ausgebrannten Crackhouses und aufgebrochenen Autos. In dieser Straße war nichts von alldem zu sehen. Der Straßenzug wirkte bescheiden, aber durchaus gepflegt.

Ich zahlte das Taxi und trottete den Weg zum Eingang hoch. Zwischen den Pflastersteinen wuchs Moos, und üppige, blühende Büsche und Kletterpflanzen wucherten über den Gehweg und kletterten an den gelb verputzten Wänden hoch. Die Luft roch süß und chemisch. Insektenspray, dachte ich. Wahrscheinlich war gerade erst der Kammerjäger durchgegangen. Ich hielt besser die Augen offen, damit ich über keine kuhgroße Küchenschabe stolperte. Eidechsen huschten vor mir über den Weg oder klebten am Wandverputz. Ich wollte kein vorschnelles Urteil über Miami Beach fällen, aber die Eidechsen waren definitiv nicht mein Ding.

Das Gebäude war in sechs Apartments unterteilt. Drei unten, drei oben. Alle sechs Eingangstüren lagen im Erdgeschoss. Bill wohnte in dem Apartment ganz hinten im Obergeschoss. Ich hatte keinen Schlüssel. Wenn er mir nicht aufmachte, würde ich es bei den Nachbarn probieren.

Ich läutete und sah mir dabei die Tür an. Rund um den Türknauf und die Sperrkette entdeckte ich frische Macken. Ich drehte probeweise den Knauf, und die Tür schwang auf. *Verdammt*. Ich bin keine Expertin in Kriminalistik, aber das war bestimmt kein gutes Zeichen.

Ich drückte die Tür weiter auf und spähte hinein. Ein kleiner Windfang mit einer Treppe, die zum eigentlichen Apartment hochführte. Keine Geräusche, die von oben herabwehten. Kein Fernseher, keine Stimmen, keine Schritte.

»Hallo?«, rief ich. »Ich komme jetzt hoch, und ich bin bewaffnet.« Eine dicke, dreiste Lüge, aber sie diente einem guten Zweck. Falls da oben wirklich böse Buben in der Besteckschublade wühlten, würden sie nach dieser Warnung hoffentlich schleunigst aus dem Fenster springen.

Ich wartete ein paar Atemzüge lang ab und schlich dann vorsichtig die Treppe hinauf. Ich habe mich noch nie für be-

sonders mutig gehalten. Bis auf meinen kurzen Abstecher in den Rennsport habe ich nicht viele verrückte, riskante Sachen angestellt. Ich mag keine Horrorfilme und keine Achterbahnen. Ich wollte nie Polizistin, Feuerwehrfrau oder Superheldin werden. Im Grunde habe ich mein Leben lang immer nur einen Fuß vor den anderen gesetzt und mich per Autopilot vorwärts bewegt. Meine Familie hatte es mutig von mir gefunden, aufs College zu gehen, aber in Wahrheit hatte mich das College nur vor einem Leben in der Werkstatt errettet. Ich liebe meinen Dad, aber ich hatte die Nase gestrichen voll von Autos und Typen, die nichts anderes kennen. Es mag vielleicht zickig klingen, aber ich wollte keine romantische Affäre, bei der ich die zweite Geige nach einem getunten Truck spielte.

Ich war oben an der Treppe angekommen und erstarrte. Die Treppe endete im Wohnraum, und hinter dem Wohnraum konnte ich die kleine Küche erkennen. Beide Räume waren verwüstet. Die Sofapolster lagen auf dem Boden. Bücher waren aus den Regalen gefegt worden. Schubladen waren aus den Kommoden gezerrt und der Inhalt über dem Teppich ausgeleert worden. Jemand hatte das Apartment verwüstet, und es war nicht Bill gewesen. Ich kannte Bills Art von Chaos. Es beschränkte sich auf dreckige Klamotten auf dem Boden, Essensreste im Sofa und jede Menge leere Bierdosen auf jedem freien Fleck. Das hier sah anders aus.

Ich machte auf dem Absatz kehrt und rannte die Treppe hinunter. Sekunden später war ich aus dem Haus und stand wieder auf dem Gehweg. Dort drehte ich mich zum Haus um, starrte zu Bills Apartment hoch und schnappte nach Luft. So was passierte vielleicht im Film. Aber nicht im wahren Leben. Jedenfalls nicht in *meinem* Leben.

Ich stand da und versuchte, mich zusammenzureißen, wäh-

rend ich gleichzeitig dem Rauschen des Verkehrs auf der Fifth Avenue einen Block weiter lauschte. Nichts rührte sich in dem Haus vor mir. Keine düstere Wolke hing über dem Dach. Hin und wieder rollte ein Auto vorbei, aber im Grunde war die Straße verlassen. Ich hatte die Hand aufs Herz gedrückt und spürte, dass sich mein Puls allmählich beruhigte. Wahrscheinlich war er inzwischen sogar unter die Infarktgrenze abgesunken.

Na schön, dann würde ich mal zusammenfassen, was ich bis jetzt wusste. Jemand hatte Bills Apartment verwüstet. Glücklicherweise war er schon wieder verschwunden. *Unglücklicherweise* war offenbar auch Bill verschwunden. Wahrscheinlich war es das Beste, wenn ich noch mal reinging und mich umsah.

Die Stimme der Vernunft schnauzte mich in meinem Kopf an. Spinnst du total? Ruf die Polizei. Hier wurde ein Verbrechen begangen. Halt dich da raus.

Dann meldete sich die Stimme der verantwortungsvollen älteren Schwester zu Wort. Sei nicht so feige. Geh wenigstens einmal durch alle Zimmer. Bill kann manchmal ziemlich bescheuert sein. Weißt du noch, wie er Andy Wimmers GTO-Oldtimer aus der Werkstatt »auslieh«, um mit seinen Kumpeln eine Spritztour zu unternehmen, und dabei im Knast landete? Und was war damals, als er sich für seine Super Bowl Party ein Fass Bier aus Joey Kowalskis Bar »borgte«? Vielleicht solltest du die Polizei vorerst raushalten. Vielleicht solltest du erst mal selbst versuchen rauszufinden, was hier passiert ist.

O Gott, sagte die Stimme der Vernunft.

Halt den Rand, sonst fängst du eine, dass du bis morgen keinen Ton mehr sagen kannst, sagte die Schwesternstimme zur Stimme der Vernunft.

Wie man merkt, ist die Schwesternstimme in einer Werkstatt in Baltimore groß geworden.

Ich seufzte schnaufend, wuchtete die Reisetasche wieder auf meine Schulter und marschierte auf ein Neues in das Apartmenthaus und dort die Treppe hoch. Oben stellte ich die Tasche auf dem Boden ab und sah mir das Zimmer genauer an. Hier hatte jemand nach etwas gesucht. Und er hatte es entweder sehr eilig gehabt, oder er war sehr wütend gewesen. Man konnte auch eine Wohnung durchsuchen, ohne ein derartiges Chaos zu veranstalten.

Es war kein großes Apartment. Es bestand aus einem kombinierten Wohn- und Essraum sowie Küche, Bad und Schlafzimmer. Im Bad stand die Tür des Medizinschranks offen, aber ansonsten wirkte der Raum unberührt. In einem Bad gibt es nicht viel rauszuzerren, oder? Der Deckel des Spülkastens lag auf dem Boden. Aber es waren keine Fliesen rausgeschlagen worden.

Ich wagte mich vor ins Schlafzimmer und sah mich dort um. Überall im Zimmer waren Anzihsachen verstreut. Die Schublade des Nachtkästchens lag auf dem Boden, und der Teppich war mit Kondomen übersät. *Haufenweise* Kondome. Als wäre die ganze Schublade mit Kondomen voll gestopft gewesen. Ja, das war eindeutig Bills Apartment, dachte ich. Obwohl mir die Masse an Kondomen selbst für Bills Verhältnisse übertrieben erschien.

Fernseher und DVD-Player standen noch an ihrem Platz. Folglich konnte ich einen Drogeneinbruch von der Liste der möglichen Ursachen streichen.

Ich ging wieder in die Küche und stöberte dort ein wenig herum, ohne was Interessantes zu finden. Kein Adressbuch. Keine Notizen über irgendwelche kriminellen Aktivitäten. Keine Straßenkarten mit einer orange eingezeichneten Einbruchs-

route. Allmählich fühlte ich mich in dem Apartment wohler. Ich war jetzt schon fünfzehn Minuten hier, ohne dass was Schlimmes passiert war. Niemand war mit einer Knarre oder einem Messer in der Hand die Treppe heraufgepoltert. Ich hatte keine Blutflecken entdeckt. Wahrscheinlich war das Apartment wirklich sicher, sagte ich mir. Schließlich war es bereits durchsucht worden, oder? Es gab keinen Grund für die bösen Buben, noch mal zurückzukommen.

Als Nächstes kam der Yachthafen dran. Bill arbeitete auf einer Yacht, die einem Unternehmen namens Calflex gehörte. Das Schiff hieß *Flex II* und hatte die Miami Beach Marina als Heimathafen. Noch am Flughafen hatte ich mir eine Straßenkarte und einen Reiseführer zugelegt. Der Straßenkarte zufolge konnte ich zu Fuß zum Yachthafen gehen. Nur würde ich als Schweißpütze ankommen, wenn ich in diesen Klamotten loszog, darum zog ich stattdessen einen kurzen rosa Baumwollrock, ein weißes Tank Top und weiße Leinenturnschuhe an. Na schön, ich habe mein Haar blond gebleicht und ich stehe auf Rosa. Kriegt euch wieder ein.

Während ich mich durch den Ramsch auf Bills Küchenboden gewühlt hatte, hatte ich gleichzeitig nach einem Ersatzschlüssel Ausschau gehalten. Schließlich wollte ich meine Reisetasche im Apartment lassen, während ich mir den Yachthafen ansah. Ich hoffte, dass sich die Apartmenttür noch verriegeln ließ. Wenn sie sich abschließen ließ, würde ich einen Schlüssel brauchen, um wieder in die Wohnung zu kommen.

Normalerweise hängen die Leute ihre Ersatzschlüssel an einen Haken in der Küche oder hinter der Wohnungstür. Oder sie legen sie in eine Schublade in der Küche oder im Schlafzimmer. Oder sie verstecken – falls sie oft verkatert sind und Gefahr laufen, sich in Unterwäsche auszusperrern, wenn sie die Zeitung holen – ihre Schlüssel irgendwo draußen.

Ich hängte meine Handtasche über und ging nach unten, wo ich aufpasste, dass die Tür nicht hinter mir ins Schloss fiel. Zu Hause steckten unsere Ersatzschlüssel in einem falschen Hundehaufen. Mein Vater findet falsche Hundekacke zum Brüllen. Deshalb erzählt er aller Welt davon. Praktisch jeder Zweite in Baltimore weiß, dass er nach einem Plastikhundehaufen suchen muss, wenn er in unser Haus einbrechen will.

Ich kroch unter einen wuchernden Busch rechts von der Apartmenttür und *bingo*. Ein Plastikhundehaufen. Ich drehte den Haufen um und holte die Schlüssel heraus. Ein Hausschlüssel und ein Autoschlüssel. Ich probierte den Hausschlüssel aus, er passte in Bills Schloss. Nachdem ich abgeschlossen hatte, ging ich über den Gartenweg zur Straße. Dort drückte ich auf den Knopf der Funk-Verriegelung an dem Autoschlüssel, weil ich hoffte, dass sich Bills Auto daraufhin melden würde. Nichts passierte. Keiner der geparkten Wagen reagierte. Ich hatte keine Ahnung, welche Marke Bill fuhr. Auf dem Schlüssel war kein Logo. Ich zielte mit der Fernbedienung in die andere Richtung, aber auch dort rührte sich nichts.

Also machte ich mich zu Fuß auf den Weg und stieß vier Blocks weiter auf den Yachthafen. Er lag hinter einem Block von Apartmenthäusern und Gewerbebauten und war von der Straße aus kaum zu sehen. Ich überquerte einen Parkplatz und drückte unterwegs immer wieder auf die Funk-Verriegelung. Kein Auto blinkte oder piepte. Nachdem ich einen schmalen Rasenstreifen mit Blumenrabatten überquert hatte, stand ich auf einer breiten Betonpromenade, die am gesamten Yachthafen entlanglief. Der Fußweg war zu beiden Seiten von Palmen gesäumt. Sehr ordentlich. Sehr hübsch. Hölzerne Stege mit Bootslegeplätzen stachen in den Kanal vor. Insgesamt waren es an die zehn Stege, und die meisten Liegeplätze waren belegt. Motorboote auf der einen Seite. Segelboote auf der anderen.

Die riesigen Kräne, die im Industriefafen von Miami die Containerschiffe entluden, waren direkt jenseits des Kanals zu sehen. Weil ich die Karte studiert hatte, wusste ich, dass vor der Küste, an der Hafeneinfahrt, Fisher Island lag. Von der Promenade aus konnte ich die Zusammenballungen von weiß verputzten Wohnhochhäusern auf Fisher erkennen. Die orangefarbenen Ziegeldächer strahlten in der Sonne, während die untersten Stockwerke hinter Palmen und ausgewählter Flora für Florida verschwanden.

Am Eingang zu jedem der Hafenstege war ein weißes Metallgitter. Auf den Schildern an den Toren stand *ROLLSCHUHLAUFEN, SKATEBOARD- ODER FAHRRADFAHREN, ANGELN UND SCHWIMMEN VERBOTEN. ZUTRITT NUR FÜR BOOTSEIGNER UND IHRE GÄSTE.*

Am Ende eines Steges thronte ein runder, zweistöckiger Bau. Vom Obergeschoss des Gebäudes aus konnte man durch die riesigen, von grünen Markisen überschatteten Fenster den gesamten Yachthafen überblicken. Das Schild am Tor verriet mir, dass dies Pier E war, das Büro des Hafenmeisters. Das Tor war verschlossen, und der Bereich um die Hafenmeisterei war mit gelbem Polizeiband abgesperrt. Ein paar Polizisten standen sich am Ende des Piers die Füße in den Bauch. Direkt vor dem weißen Metalltor parkte ein Wagen der Spurensicherung auf der Betonpromenade.

Normalerweise würde ein solches Bild morbide Neugier in mir wecken. Heute machte sich beim Anblick des gelben Absperrbandes vor der Hafenmeisterei ein mulmiges Gefühl in mir breit. Schließlich war ich auf der Suche nach meinem Bruder, der sich zuletzt von einem Boot aus gemeldet hatte.

Ich sah einen Mann aus der Hafenmeisterei treten und auf das Tor zu kommen. Er war Mitte dreißig, trug Khakihosen und ein blaues Button-down-Hemd mit hochgekrempelten

Ärmeln. In der Hand trug er etwas wie einen Werkzeugkoffer, weshalb ich tippte, dass er zum Spurensicherungsteam gehörte. Er zwängte sich durch das geschlossene Tor, und unsere Blicke begegneten sich. Dann senkte sich seiner auf meine Brust und meinen rosa Rock.

Dank des Push-ups linste mein Brustansatz ein paar Zentimeter über den U-Ausschnitt meines Tanktops, was den Zivilbulln dazu verleitete, kurz zu pausieren und ein paar Takte zu plaudern.

»Was ist da draußen passiert?«, fragte ich ihn.

»Ein Mord«, antwortete er. »Am Montagabend. Genauer gesagt am Dienstag um drei Uhr morgens. Wundert mich, dass Sie es nicht in der Zeitung gelesen haben. Es stand heute Morgen überall in den Schlagzeilen.«

»Ich lese keine Zeitung. Das deprimiert mich nur. Krieg, Hunger, Morde.«

Er sah aus, als könnte er sich nur mit Mühe ein Feixen verkneifen.

»Und wer wurde umgebracht?«, fragte ich.

»Ein Wachmann in der Nachtschicht.«

Gott sei Dank nicht Bill. »Ich bin auf der Suche nach dem Calflex-Boot«, sagte ich. »Sie wissen nicht zufällig, wo es liegt?«

Sein Blick ging aufs Wasser hinaus und hielt an dem Pier neben unserem an. »Das Calflex-Boot kennt hier jeder«, sagte er. »Es ist das am Ende des Piers mit dem Helikopter auf dem Deck.«

Das war das Schiff, auf dem Bill arbeitete? Es war das größte Schiff im ganzen Yachthafen. Es war strahlend weiß und hatte zwei volle Decks oberhalb der Wasserlinie. Auf dem obersten Deck stand ein kleiner blauweißer Hubschrauber.

Ich dankte dem Bullentypen und machte mich auf den Weg

zur *Flex II*. Ohne das Schild mit den Besitzern und ihren Gästen zu beachten, marschierte ich auf das mit Holzbohlen gedeckte Pier. Zwei Liegeplätze vor der *Flex II* stand ein Mann, der, die Hände in die Seiten gestützt, unendlich angepisst auf einen freien Liegeplatz starrte. Er trug Khakihosen und ein abgewetztes, ausgewaschenes T-Shirt. Sein Körper gefiel mir. Muskulös, aber nicht muskelbepackt. Etwa mein Alter. Seine blonden Haare waren sonnengebleicht und hätten schon länger einen Schnitt vertragen. Die Augen lagen hinter einer dunklen Sonnenbrille versteckt. Als ich näher kam, drehte er sich um und nahm die Brille ab, um mich besser sehen zu können.

Ich bin in einer Werkstatt und unter lauter Autofreaks groß geworden. Ich bin zwei Jahre lang Rennen gefahren. Und ich habe zahllose Familienfeiern über mich ergehen lassen müssen, in denen ausschließlich über Rennstatistiken diskutiert wurde. Darum erkannte ich Mr. Sonnegebleichtes Blond auf den ersten Blick. Es war Sam Hooker. Der Typ, der Bills Auspuff küssen konnte, wenn es nach meinem Bruder ging. Sam Hooker fuhr NASCAR-Rennen. Er hatte zweimal das Rennen in Daytona gewonnen. Sowie mit Sicherheit eine Reihe anderer Rennen, aber ich interessierte mich nicht mehr besonders für die NASCAR. Was ich über Sam Hooker wusste, hatte ich größtenteils aus unseren Tischgesprächen. Er war ein waschechter Texas-Boy. Ein echter Männerheld. Und Frauenheld. Ein verdammt guter Fahrer. Und ein Vollidiot. Mit anderen Worten oder denen meiner Familie, ein typischer NASCAR-Fahrer. Alle in meiner Familie liebten ihn. Alle bis auf Bill offenbar.

Es überraschte mich nicht, dass Bill Hooker kannte. Bill gehört zu jenen Menschen, die irgendwann *jeden* kennen lernen. Allerdings überraschte es mich, dass sie nicht miteinander aus-

kamen. Wild Bill und Happy Hour Hooker waren aus dem gleichen Holz geschnitzt.

Je näher ich der *Flex II* kam, desto eindrucksvoller wirkte sie. Sie beherrschte das ganze Pier. Es gab noch zwei Boote, die größtmäßig an die *Flex* heranreichten, aber keines von beiden konnte es an Schönheit und Eleganz mit ihr aufnehmen. Außerdem war die *Flex II* die einzige Yacht mit einem Helikopter. Wenn ich das nächste Mal eine Milliarde zu verprasen hatte, würde ich mir ein Boot wie die *Flex II* zulegen. Natürlich auch mit einem Helikopter. Nur fliegen würde ich nicht darin. Schon bei dem Gedanken verwandelten sich meine Knie in Gelee. Trotzdem wollte ich einen Hubschrauber haben, einfach weil er sich absolut cool auf einem Oberdeck machte.

Am Ende des Piers stand ein kleiner Elektrolieferwagen, aus dem diverse Kartons und Kisten mit Lebensmitteln auf das Schiff verladen wurden. Die meisten aus der marineblau und weiß uniformierten Mannschaft waren jung. Ein älterer Mann, ebenfalls in Blau und Weiß, stand etwas abseits und kontrollierte die emsigen Arbeitsbienen.

Ich näherte mich dem älteren Mann und stellte mich vor. Ohne konkreten Plan beschloss ich, ein bisschen zu schwindeln.

»Ich suche meinen Bruder Bill Barnaby«, sagte ich. »Ich glaube, er arbeitet auf diesem Boot.«

»Das hat er«, antwortete der Mann. »Aber vor ein paar Tagen hat er angerufen und gekündigt.«

Ich versuchte nach besten Kräften, schockiert auszusehen. »Das wusste ich nicht«, sagte ich. »Ich bin gerade aus Baltimore gekommen. Ich wollte ihn überraschen. Erst war ich in seinem Apartment, aber da war er nicht, deshalb dachte ich, dass ich ihn vielleicht bei der Arbeit finden kann.«

»Ich bin Stuart Moran, der Zahlmeister. Ich habe den Anruf entgegengenommen. Bill hat keine weitere Erklärung gegeben. Nur dass er unerwartet verreisen müsse.«

»Gab es irgendwelche Schwierigkeiten?«

»Nicht an Bord. Wir bedauern sehr, dass er uns verlassen hat. Über sein Privatleben weiß ich nichts.«

Ich sah auf das Boot. »Sieht aus, als würden Sie bald ablegen.«

»Wir haben noch keinen Termin festgesetzt, aber wir versuchen, stets einsatzbereit zu sein.«

Ich hätte noch ganz gern mit der Mannschaft gesprochen, aber das ging nicht, solange Moran Wache stand. Also wandte ich mich ab und prallte auf Sam Hooker.

Hooker war einen Meter achtzig groß. Kein Riese, aber groß für einen NASCAR-Fahrer und stramm gebaut. Ich rummste mit ihm zusammen und federte ein paar Zentimeter zurück.

»Jesus Christus«, sagte ich und holte Luft. »Scheiße.«

»Niedliche kleine Blondinen im rosa Röckchen sollten den Namen des Herrn nicht unnütz im Munde führen«, sagte Hooker und schlang dabei die Hand um meinen Arm, sodass ich mit ihm gehen musste. »Nicht dass es einen Unterschied macht, denn Sie kommen sowieso in die Hölle, weil Sie Moran angelogen haben.«

»Wie kommen Sie auf die Idee, dass ich Moran angelogen hätte?«

»Ich habe zugehört. Sie sind eine miserable Lügnerin.« Er blieb vor dem leeren Liegeplatz stehen. »Raten Sie mal, was hier fehlt.«

»Ein Boot?«

»Mein Boot. Meine zwanzig Meter lange Hatteras Convertible.«

»Und?«

»Die ist weg. Sehen Sie hier irgendwo ein Boot? Nein. Wissen Sie, wer es geklaut hat? Wissen Sie, wo es jetzt ist?«

Der Typ war von Sinnen. Ein Unfall zu viel. NASCAR-Fahrer waren sowieso nicht als Geistesriesen bekannt. Wahrscheinlich war sein Hirn einmal zu oft durchgeschüttelt worden, und nun hatte sich auch noch die letzte Schraube gelöst.

Ich schaute übertrieben deutlich auf die Uhr. »Mein Gott, schon so spät? Ich muss los. Ich bin verabredet.«

»Ihr Bruder hat mein gottverdammtes Boot geklaut«, sagte Hooker. »Und ich will es zurückhaben. Ich habe noch genau zwei Wochen frei, bevor ich mich auf die Saison vorbereiten muss, und die will ich auf meinem Boot verbringen. Zwei Wochen. Ist das zu viel verlangt? *Zwei beschissene Wochen.*«

»Wie kommen Sie darauf, dass mein Bruder Ihr Boot genommen hätte?«

»Weil er es mir selbst erzählt hat!« Hookers Gesicht lief unter der Sonnenbräune rot an. Er hatte die Brille abgesetzt und die Augen zusammengekniffen. »Und ich bin ziemlich sicher, dass er es Ihnen auch erzählt hat. Wahrscheinlich stecken Sie mit ihm unter einer Decke und klauen mit ihm zusammen Boote, um sie hinterher auf dem Schwarzmarkt zu verschern.«

»Sie sind ja verrückt.«

»Na gut, das mit dem Schwarzmarkt war vielleicht übertrieben.«

»Sie haben Probleme, ihre cholerischen Anfälle zu zügeln.«

»Das höre ich öfter. Ich finde, ich bin eigentlich ziemlich vernünftig. Die Wahrheit ist, dass ich unter einem widersprüchlichen Sternzeichen geboren wurde. Genau auf dem Wendepunkt zwischen Schütze und Steinbock.«

»Und das bedeutet?«

»Dass ich ein einfühlsames Arschloch bin. Was will man da machen?«

Es war eine geniale Anmache, und ich hätte wirklich gern gelächelt, aber weil ich Hooker nicht ermutigen wollte, kam ein Lächeln gar nicht in Frage.

»Interessieren Sie sich für Autorennen?«, fragte er.

»Nein.« Ich wuchtete den Rucksack höher auf die Schulter und marschierte in Richtung Promenade los.

Hooker schlenderte hinter mir her. »Wissen Sie, wer ich bin?«

»Ja.«

»Möchten Sie ein Autogramm?«

»Nein!«

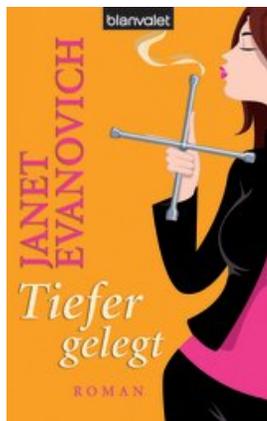
Er holte mich ein und schlenderte, die Hände in den Hosentaschen, neben mir her. »Und jetzt?«

»Kaufe ich mir eine Zeitung. Ich will wissen, was sie über den Mord da drüben geschrieben haben.«

Hooker sah kurz zur Hafenmeisterei hinüber. »Von mir können Sie mehr erfahren als aus der Zeitung. Das Opfer war ein fünfundvierzigjähriger Wachmann namens Victor Sanchez. Ein netter Mensch mit einer Frau und zwei Kindern. Ich kannte ihn persönlich. Seine Leiche wurde gefunden, als seine Rückmeldung ausblieb, die regelmäßig erfolgen muss. Jemand hatte ihm genau vor der Hafenmeisterei die Kehle aufgeschlitzt, und der Kampf hatte sich bis in das Gebäude fortgesetzt. Das Büro wurde zwar nicht völlig verwüstet, aber sämtliche Logbücher und Computer waren danach unbrauchbar. Ich nehme an, der Wachmann hat sich nicht schnell geschlagen gegeben.«

»Wurde etwas gestohlen?«

»Auf den ersten Blick nicht, aber sie haben noch nicht alles überprüft.« Er grinste. »Das weiß ich von den Bullen. Bullen lieben uns Rennfahrer. Ich bin ein echter Promi.«



Janet Evanovich

Tiefer gelegt

Roman

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 11,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-442-36994-2

Blanvalet

Erscheinungstermin: Juli 2008

Stärker, heißer, frecher, schneller: Der Roman von Bestsellerautorin Janet Evanovich ist einfach Spitzenklasse!

Sie hat eine Vorliebe für die Farbe Pink, einen wilden Lockenkopf und ein Mundwerk, das selbst härteste Männer erröten lässt. Doch vor allem hat die Automechanikerin und ehemalige NASCAR-Rennfahrerin eins: ein großes Herz für ihre verrückte Familie. Zwar findet Alex es verständlich, dass der bekannte Rennfahrer Sam Hooker etwas erzürnt ist, als ihr kleiner Bruder sich ohne zu fragen sein Boot »ausleiht«, um kubanischen Waffenhändlern zu entfliehen. Aber das ist ja noch kein Grund, sich an ihre Fersen zu heften, während sie versucht, Bills Leben zu retten. Es sei denn, Sam verfolgt die gleiche Absicht wie sie: schnellen, heißen, süßen Sex ...

Eine neue Heldin von der großartigen Autorin Janet Evanovich, die uns die unwiderstehliche Stephanie Plum geschenkt hat!